

Helga Krüger-Kirn
Mütterlichkeit braucht kein Geschlecht

Sachbuch Psychosozial

Helga Krüger-Kirn

Mütterlichkeit braucht kein Geschlecht

**Fürsorge als
gesamtgesellschaftliche Herausforderung**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: ©AdobeStock/Deb

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3315-4 (Print)

ISBN 978-3-8379-6203-1 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort und Dank	11
1 Einleitung	13
Mutterland und Vatersprache	
1.1 Mütterlichkeit	17
1.2 Ziele und Struktur des Buches	19
1.3 Gendersensible Sprache	21
2 Zeithistorische Perspektiven auf elterliche Leitbilder und Mütterlichkeit*	25
2.1 18. und 19. Jahrhundert	27
2.2 Die Geschichte der Mutterliebe	31
2.3 Revolutionäre Umbrüche um 1918 (Weimarer Republik)	38
2.4 Mutterschaft im Nationalsozialismus	39
2.5 Nachkriegsära und Restauration patriarchaler Familienverhältnisse	41
2.6 Ab 1960 bis heute	46
2.7 Zeithistorische Kontinuitäten	55
2.8 Zusammenfassung	63
3 Feministische Mutterschaftskonzepte und Forschungsperspektiven	67
3.1 Konzeptionelle Vorläufer	70
3.2 Differenzfeministische Ansätze	71
3.3 Mütterliche Erfahrungen	73
3.4 Gleichheitsfeministische Ansätze	76

3.5	Poststrukturalistische Ansätze	78
3.6	Empirische Forschung zu Mutterschaft	80
3.7	Empirische Forschung zu Vaterschaft	84
3.8	Leerstellen – <i>blind spots</i>	85
3.9	Neue Forschungsperspektiven	90
3.10	Zusammenfassung	92
4	Der Mutterkörper im Modell der Zweigeschlechtlichkeit	95
4.1	Einige Vorbemerkungen	95
4.2	Historische Vorläufer	99
4.3	Mittelalter	102
4.4	19. Jahrhundert	105
4.5	20. Jahrhundert	107
4.6	Nationalsozialismus und Nachkriegsära bis heute	108
4.7	Der schwangere Körper in der Postmoderne	111
4.8	Medizinische Schwangerschaftsvorsorge und reproduktionsmedizinische Techniken	115
4.9	Schwangerschaft als Grenzbearbeitung	120
4.10	Leihmutterschaft: Geteilte Schwangerschaft	125
4.11	Schwangerschaft und Schwangerschaftserleben aus queerer und trans*geschlechtlicher Perspektive	128
4.12	Abtreibung	135
4.13	Spontanabort und Unfruchtbarkeit	138
4.14	Kinderwunsch und Schwangerschaft als matrixsexuelles Begehren	140
4.15	Zusammenfassung	144
5	Schieflagen in der Gestaltung des Familienlebens	147
5.1	Zur Studie »Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse«	147
5.2	Die Figur der Mutter zwischen traditionellen Elternleitbildern und Postfeminismus	151
5.3	Die Figur der Do-it-all-Mother zwischen Emanzipation und Kindeswohldiskurs	154
5.3.1	Hormon- und Stilkurs	158
5.3.2	»Alles wegen der Kinder«: Markierung der geschlechterdifferenzen Vorstellungen im Lichte des Kindeswohls	161

5.4	Die Figur der Do-it-all-Mother und Selbstbestimmung	165
5.4.1	Die Figur der Do-it-all-Mother und mütterliche Selbstwertkonflikte	169
5.4.2	Die Figur der Do-it-all-Mother, oder: Wie bin ich eine gute Mutter?	173
5.5	Verschiebung der strukturellen Widersprüche auf die individuelle Ebene der Do-it-all-Mother	181
5.6	<i>Regretting motherhood</i>	183
5.7	Wa(h)re Mutterschaft und die verhinderte Sehnsucht nach Solidarität	185
	Exkurs: Zur gesellschaftlichen Relevanz von weiblichem Neid	190
5.8	Ein Zwischenruf zur Figur der Do-it-all-Mother	193
5.9	Elternschaft als Gendertrouble	196
5.10	Zusammenfassung	202
6	Der feine Unterschied: Mutterschaft und Mütterlichkeit*	205
	Feministisch-psychoanalytische Zwischenrufe zu Identitäts- und Subjekttheorien	
6.1	Überlegungen zu Körper und Identität mit Blick auf Weiblichkeit/Mütterlichkeit* und Männlichkeit/Väterlichkeit*	206
6.2	Machtanalytische Annäherungen an Körper und geschlechtliche Identität mit Foucault und Butler	212
6.3	Psychoanalytische Annäherungen	217
6.3.1	Notwendige Voraussetzungen, um Mütterlichkeit* geschlechterübergreifend zu denken	224
6.3.2	Geschlechterkritische Entwicklungsreflexionen	227
6.4	Mikroanalytische Vertiefungen einer geschlechtlichen Entwicklung	233
6.4.1	Einblicke in die Grundzüge der Säuglingsforschung	235
6.4.2	Frühe Spuren: Mentalisierung	237
6.4.3	Zur Somatisierung der Abwehr	240
6.4.4	Zum subjektiven und gesellschaftlichen Körperbild	242
6.5	Das Politische ist privat: Ein Zwischenfazit	244
6.6	Zusammenfassung	247

7	Tradierte und strukturelle Herausforderungen für ein Denken geschlechterunabhängiger Mütterlichkeit*	251
7.1	Neurobiologische Erkenntnisse: Muttertät und Vätertät	254
7.2	Somatische Mütterlichkeit*	260
7.3	Postpartale Depression	266
7.4	Und was ist mit der Väterlichkeit*?	268
7.5	Paarbeziehung heute	271
7.6	Gelingende Elternschaft basiert auf Kooperationsbereitschaft und Anerkennung von Differenz	283
7.7	Zusammenfassung	287
8	Ein Paradigmenwechsel zur Neubestimmung von Mütterlichkeit*	289
8.1	Produktion und Reproduktion	290
8.2	Mütterlichkeit* und Paradoxien der Gleichheit	292
8.3	Romantische Liebe und mütterliche Ausbeutung	295
8.4	Mütterlichkeit* braucht gesellschaftliche Anerkennung und elterliche Kooperationsfähigkeit	298
9	Literatur	301

1 Einleitung

Mutterland und Vatersprache¹

Ist Mütterlichkeit weiblich? Nein, Mütterlichkeit ist eine kulturelle Denkfigur, die sich im Laufe der Geschichte zu dem Konzept entwickelt hat, wie wir es heute kennen. Da sich die normativen Verflechtungen und Vorstellungen über eine »gute Mutter« und Mütterlichkeit auf vielfältige Weise in der Sprache niederschlagen, habe ich die im alltäglichen Sprachgebrauch gängigen Begriffe »Muttersprache« und »Vaterland« in der Überschrift bewusst in »Mutterland« und »Vatersprache« verändert. Denn die Vatersprache hat das Mutterland eingemeindet! Mit dieser Verdrehung der Worte soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass wir es mit Zuweisungen zu tun haben, die im Zuge patriarchaler und kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen entwickelt wurden. Dass diese bis heute im gesellschaftlichen Diskurs um Mutterschaft, Mütterlichkeit und Mutterliebe wirksam sind und – wenn auch rhetorisch modernisiert – weiterhin als Bewertungsfolie für »mütterliches Handeln« dienen, aber auch für die Positionierung des Vaters als Familienernährer, ist ein Kernthema dieses Buches.

Zwar hat jede Epoche seine eigene Version der »guten Mutter«, doch besonderen Einfluss gewannen die über Jahrhunderte tradierten Konzepte einer angeborenen Mutterliebe. Die Schatten dieses Ideals der Mutterliebe reichen bis in die Gegenwart, wirken nahezu ungebrochen auf die geschlechtlichen Vorstellungen von Mutterschaft und Vaterschaft und stellen im Zusammenhang mit aktuellen Fragen der geschlechtlichen Gleichstellung innerhalb der Familie einen bedeutsamen Knotenpunkt dar. Durch eine weitgehende Ausblendung des historisch-gesellschaftlichen Kontextes

1 Diese Wortverdrehung war bereits Titel eines Aufsatzes in Moeslein-Teising et al. (2020c). Im Zuge meiner Recherchen habe ich das Buch *Vatersprache, Mutterland* von Senta Trömel-Plötz (1993) entdeckt und mit Freude als Hinweis für die kollektive Wirkmacht feministischen Denkens interpretiert.

wird weiterhin der Eindruck unterstrichen, dass die Position der Mutter im familiären Gefüge ihrer Natur entspräche. Die damit implizierte Eindeutigkeit vergeschlechtlichter Elternrollen schwingt in den gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Debatten zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit ebenso mit, wie sie bis heute zur Begründung der Position der Frau in der Familie herangezogen wird. Denn unsere Familienvorstellungen sind nicht nur individuell, sondern auch gesellschaftlich direkt mit dem Konzept der »guten Mutter« und Mütterlichkeit verknüpft.

Vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels der Geschlechterverhältnisse und der dabei sichtbar werdenden vielfältigen Verwicklungen mit elterlichen Emanzipationsvorstellungen stoßen wir sowohl in der Gesellschaft als auch im Handeln von elterlichen Subjekten auf unsichtbare Strukturen, die eine tagtägliche Referenz auf heteronormative Mutter- und Vaterschaftspositionen begründen. In diesem widersprüchlich wirkenden Nebeneinander von Stabilität und Wandel von Familie gewinnen die kulturellen Deutungsmuster von Mütterlichkeit eine besondere Bedeutung. Die historisch tradierten und gegenwärtigen Konzepte von Mütterlichkeit und deren soziale und moralische Bedeutungsebene bilden den Hintergrund für die Hypothese, dass Geschlechterdiskurse und damit einhergehende geschlechtliche Identitätsvorstellungen ein subtiles, aber umso wirkmächtigeres Scharnier darstellen, gerade weil sie das Private, Intime und Alltägliche der Menschen betreffen. Sie gewinnen für das Individuum subjektive Bedeutung und übernehmen gleichzeitig gesellschaftliche Ordnungs- und Stützungsfunktionen.

Über Elternschaft, Mutterschaft und Mütterlichkeit zu schreiben, ist daher eine vielschichtige Aufgabe und ist eng mit emanzipatorischen und gleichstellungspolitischen Fragen verbunden. Hinzu kommt, dass dieses Thema uns alle betrifft: Wir alle sind Kinder einer Mutter. Wir alle waren und sind auf Mütterlichkeit angewiesen. Des Weiteren gehört es zur Lebenswirklichkeit zahlreicher Paare und Frauen, sich für oder gegen Mutterschaft und Familie zu entscheiden. Gerade deshalb ist eine reflexive Distanz notwendig, um die verschiedenen Ebenen in ihrer wechselseitigen Wirkungsweise zu erkennen. Dies gilt auch für die innerfamiliären Auseinandersetzungen um berufliche und familiäre Vereinbarkeit und die Konflikte um die Erziehungs- und Hausarbeit. Das Aushandeln, der ewige Kampf zwischen Eltern um das Wer-macht-was-wann-und-zu-welchem-Preis ist vielen Paaren vertraut und irgendwann zu viel. »Ich habe keine Kraft mehr zu diskutieren. Da macht man es eher selbst«, sagt Anna im

Rahmen unserer empirischen Studie »Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse« (Krüger-Kirn & Tichy, 2020b). Dieses Konfliktmuster erweist sich als zentrale Sollbruchstelle und lässt sich einerseits als Indikator für die anhaltende Relevanz verinnerlichter, sozialisierter Rollenbilder verstehen, andererseits aber auch als Hinweis, dass das Narrativ der romantischen Liebe als Referenzfolie eng mit Mutterliebe assoziiert ist. Wie unsere Studie belegt, stellt die Idealisierung der Liebe und ihre Ausweitung auf die Mutterliebe einen nicht zu unterschätzenden Faktor bei der Aushandlung der Sorgeverpflichtungen dar. Daran knüpft nahtlos die der Mutterposition zugeschriebene Mütterlichkeit an, die in einer naturgegebenen, bedingungslosen und aufopferungsvollen Hingabe gründet (welche Begründungsnotwendigkeiten und -möglichkeiten damit einhergehen, wird in Kapitel 5 ausführlich entlang des empirischen Materials der Studie gezeigt).

Fakt ist, dass individuelle Lösungen einem enormen Kraftakt geschuldet sind und dort an ihre Grenzen stoßen, wo die komplexe Verwobenheit von Beziehungsformen mit kollektiven Elternbildern und gesellschaftlichen Strukturen Realitäten schafft. Dieser Blickwinkel rückt unter handlungsorientierten Gesichtspunkten auch die Frage in den Fokus, warum Mütterlichkeit im Zuge der Emanzipation der Frau und ihrer Integration in die Erwerbsarbeitsmärkte bisher nur in sehr geringem Maß geschlechtergerecht verteilt werden konnte. Dabei erweist sich die Umsetzung einer gleichberechtigten Aufteilung von Hausarbeit und Kinderversorgung als besonders hartnäckig (Kapitel 5). Es besteht also trotz partnerschaftlicher Egalitätsansprüche weiterhin dringender Entwicklungsbedarf und der Blickwinkel verschiebt sich auf implizit wirksame Prozesse, die eine Grundlage für Legitimationsmuster geschlechtlicher Arbeitsteilung bilden und insbesondere das Geschlecht im Kontext familialer Strukturen adressieren. Hier wird eine Gleichzeitigkeit von emanzipatorischen und traditionellen Vorstellungen und Verhaltensweisen deutlich, die die Wirkmacht unbewusster elterlicher Stereotypen unterstreicht. Diese sind in vielfältiger Weise empirisch belegt, etwa mit Blick auf die Verteilung der Hausarbeit oder auf den Anteil der Väter, die eine längere Elternzeit als zwei Monate nehmen (infas, 2023). Dabei sind die Konfliktmuster sehr unterschiedlich. Für die väterliche Seite spielen tradierte Männlichkeitsbilder und dabei vor allem die berufliche Position eine große Rolle (Stichwort: Ernährermode). Für die mütterliche Seite ist es die Auseinandersetzung mit den geforderten mütterlichen und beruflichen Herausforderungen vor dem Hintergrund tradierter Weiblichkeitsvorstellungen. Es bedarf also eines Blicks über den

Tellerrand, um die kollektive Wirkmacht von Mutter- und Vaterbildern zu erkennen, die in einem untrennbaren Verhältnis zur Wertschätzung von reproduktiver und produktiver Arbeit stehen.

Wollen wir eine geschlechtergerechte Verteilung der elterlichen Herausforderungen erreichen, müssen wir uns mit der Erkenntnis auseinandersetzen, dass Geschlechterbilder einen fundamentalen Einfluss auf unsere Psyche ausüben. Derart mit unserer Sprache und den kulturellen Vorstellungen verwoben, bilden jene auf die Position der Mutter bezogenen Vorstellungen für heterosexuelle wie gleichgeschlechtliche und queere Eltern einen Normalitätsrahmen, der nur schwer zu überwinden scheint (Krüger-Kirn & Tichy, 2020b). An ihm werden Eltern nicht nur in alltäglichen Redeweisen über Familie und Elternschaft oder entlang medialer Darstellungen gemessen, sondern sie richten ihre subjektiven Umgangsweisen und Erfahrungen selbst danach aus. Es sind weit mehr als unbewusste Stereotypen, die zu einer Ungleichzeitigkeit von emanzipatorischen und traditionellen Vorstellungen und Verhaltensweisen führen, was in vielfältiger Weise beispielhaft an der Verteilung der Hausarbeit empirisch belegt wurde (u. a. Institut der deutschen Wirtschaft, 2020). Nach wie vor spielen auch Fragen der sozialen Anerkennung eine entscheidende Rolle, die sich für Väter und Mütter sehr unterschiedlich gestalten. Das Rabenmutterklischee ebenso wie das männliche Ernährermodell sind im gesellschaftlichen Unbewussten bis heute wirksam – untergründig und eingekleidet in eine moderne Rhetorik der Gleichberechtigung.

Der Einsatz für eine geschlechtergerechte Elternschaft setzt sich demnach aus vielen Aspekten zusammen und betrifft persönliche und strukturelle Voraussetzungen gleichermaßen. Um eine tatsächliche und innerhalb des Paares ausgehandelte Gleichberechtigung herzustellen, benötigen wir neben einer tagtäglichen Bereitschaft, unsere tradierten geschlechtlichen Stereotypen und Rollenvorstellungen zu hinterfragen, auch gesellschaftliche Strukturen, die auf konzeptioneller und praktischer Ebene elterliche Gleichberechtigung und geschlechtergerechte Kooperation und Solidarität ermöglichen.

Konkret geht es daher nicht nur um die Rolle der Frau und Mutter in der Familie, sondern um das bisher geschlechtsspezifisch konzeptualisierte Verständnis von Mütterlichkeit. Dies hat aus einer geschlechterkritischen Perspektive zur Konsequenz, den Bedeutungshof der Begriffe Mutterschaft, Vaterschaft und Mütterlichkeit und deren Verflechtung mit normativen Prämissen zu hinterfragen. Es geht also darum, die tradierten

Unterschiede zwischen Mutterschaft und Vaterschaft in Bezug auf Mütterlichkeit kritisch in den Blick zu nehmen und zu zeigen, dass sich im Zusammenhang der Gleichstellung der Geschlechter auch das Konzept von Mütterlichkeit verändern muss. Eine notwendige Forderung für eine gleichwertige Elternschaft und *geschlechterunabhängige Mütterlichkeit* ist daher, das Konzept der Mütterlichkeit von Weiblichkeit zu lösen, mit anderen Worten: *Mütterlichkeit als geschlechtliche und kulturelle Denkfigur einer geschlechterkritischen und kulturkritischen Analyse zu unterziehen, um Mütterlichkeit jenseits einer geschlechtsspezifischen Fixierung als Konzept der menschlichen Fürsorge gesellschaftlich anzuerkennen und strukturell zu verankern.*

1.1 Mütterlichkeit

Das Eltern-Kind-Verhältnis ist durch die besondere Position des Kindes und seine konstitutive Abhängigkeit gekennzeichnet und begründet eine besondere Form von Fürsorglichkeit, bei der das psychische und physische Wohlergehen des Kindes im Mittelpunkt steht. Entgegen idealtypischer Definitionen umfasst Mütterlichkeit eine spezifische Beziehungs- und Tätigkeitsform, die mit einer besonderen Verantwortung einhergeht. Dazu ist es erforderlich, die eigenen Bedürfnisse so zu regulieren, dass die übernommene Verantwortung, sich fürsorglich um das Kind und seine Entwicklung zu kümmern, erhalten bleibt. So betont Daniel Stern (1998) im Hinblick auf die Beziehung zum Kind die Notwendigkeit, narzisstische in altruistische Strebungen umzugestalten.

In diesem Sinne umfasst Mütterlichkeit einen Erfahrungsbereich, der eng mit Beziehungsformen und Tätigkeiten zusammenhängt. Mit diesem Verständnis geht unweigerlich einher, dass Mütterlichkeit unabhängig von der geschlechtlichen Identität oder der Erfahrung einer Schwangerschaft und Geburt *erlebt* und *gelebt* werden kann. Dies bedeutet aber auch, dass Mütterlichkeit keine überhistorisch geschlechtertypische Beziehungsform darstellt, sondern einen spezifischen Erfahrungs- und Tätigkeitsraum mit dem Kind beschreibt.

Doch aufgrund der beschriebenen tradierten Mutterschaftskonzepte ist es undenkbar, ein geschlechterübergreifendes Verständnis von Mütterlichkeit zu entwickeln, ohne auch den Mutterkörper, sprich reproduktiven Körper, explizit in den Blick zu nehmen. Denn erst eine diskursive

Trennung von Mutterschaft und Mütterlichkeit kann jenen (Denk-)Raum schaffen, der für eine freiheitliche und selbstbestimmte Entscheidung, Mütterlichkeit zu leben, notwendig ist. Erst ausgehend von diesem Verständnis ist der notwendige Schritt möglich, hinsichtlich Mütterlichkeit und Elternpositionen zu einer selbstbestimmten Wahlfreiheit zu gelangen.

Um *Mütterlichkeit geschlechterübergreifend* denken zu können, richtet sich der Blick unweigerlich auch auf die elterliche Beziehungsgestaltung. Denn in diesem Lebensbereich treten tradierte Elternschaftsvorstellungen in ganz individueller Weise zu Tage. Die Versorgung eines Kindes reaktiviert eigene Kindheitserfahrungen, die einer gleichberechtigten Aufteilung von familiären Aufgaben und Herausforderungen im Wege stehen können. Für ein Denken von *geschlechterübergreifender Mütterlichkeit* ist eine Reflexion der eigenen biografischen Erfahrungen dringend notwendig, um die eigenen elterlichen Einstellungen und Handlungsweisen verstehen und gegebenenfalls ändern zu können. Innerfamiliär geht es daher für beide elterliche Positionen darum, einen offenen Austausch über elterliche Vorstellungen und Zuständigkeiten zu führen und individuelle und familiäre Bedürfnisse und Lebensvorstellungen miteinander abzustimmen. Zugleich wird damit auch eine grundlegend respektvolle Haltung im Umgang mit dem Partner* herausgefordert, die auch eine Bereitschaft adressiert, geschlechterhierarchische Elternschaftspositionen zu reflektieren.

Die Notwendigkeit partnerschaftlicher und gleichberechtigter Aushandlungsprozesse gilt für alle Familienformen gleichermaßen. Dies schließt unter emanzipatorischen Herausforderungen alle an der Elternwerdung beteiligten Personen ein, ganz gleich, in welchen Konstellationen sich die zukünftigen Eltern zusammenfinden. »Elterliche Emanzipation beginnt zu zweit«², muss in Bezug auf die individuelle wie die gesellschaftliche Dimension familiärer Konzepte und Lebensmöglichkeiten festgehalten werden. Nur so lässt sich der Fokus weg von der Liebe hin zu elterlichen Kooperationskompetenzen verschieben (Kapitel 7.8).

Alle diese Zusammenhänge sollten Anlass genug sein, zu realisieren, dass die Aufteilung der tagtäglichen familiären Herausforderungen vielschichtige, ineinander verwobene Ebenen berührt, die sich nicht einseitig auflösen lassen.

2 In Abwandlung des Satzes: »Die Wahrheit beginnt zu zweit« (Moeller, 1996).

4 Der Mutterkörper im Modell der Zweigeschlechtlichkeit

4.1 Einige Vorbemerkungen

Wenn es mit Blick auf Elternschaft um den Kinderwunsch geht, rückt der Körper in den Brennpunkt. Weit über das Alltagsverständnis hinausgehend legen physische Körperdifferenzen die vermeintliche Gegensätzlichkeit der Geschlechtervorstellungen fest. Als Geschlecht einer Person wird die materielle, anatomisch sichtbare Ausstattung des Körpers verstanden: Ein weiblicher Mensch, sprich eine Frau, ist ein Mensch mit Vagina, Klitoris, Labien und Brüsten. Dass Menschen sich auch unabhängig von den oben beschriebenen Körpermerkmalen weiblich fühlen können und gendern, soll hier nicht in Abrede gestellt und diskutiert werden. Auch dass der Variationsspielraum zwischen eindeutig männlichen und eindeutig weiblichen Körpern und damit auch Verhaltensweisen sehr groß ist, ist heutzutage gesellschaftlich anerkannt und erweitert den Raum der geschlechtlichen Verortungen. Mein Anliegen richtet sich explizit auf die Sichtbarmachung des reproduktiven Körpers als einem Körper, der schwanger werden kann (Schrupp, 2019).

Ein historischer Exkurs zur Verwobenheit von Weiblichkeit, Mutterschaft und Mütterlichkeit* zeigt, dass der weiblich codierte Körper über viele Jahrhunderte hindurch entsprechend seinem reproduktiven Potenzial ausschließlich als Mutterkörper betrachtet und entsprechend funktionalisiert wurde. Ein sich nur äußerst langsam wandelndes Verständnis zeugt bis heute von einer einflussreichen binären Geschlechterhierarchie und hat nicht nur mit Blick auf Kinderwunsch und Mutterschaft weitreichende Konsequenzen, sondern findet auch eine Entsprechung in den entwicklungspsychologischen Annahmen zur Mutter-Kind-Beziehung. In diesem Sinne ist der thematische Schwerpunkt des Kapitels von der Absicht geleitet, normierende und undifferenzierte Einstellungen und Sichtweisen in der Ver-

bindung von Körper, Weiblichkeit und Mutterschaft zu problematisieren. Da sich die medizinischen und gesellschaftspolitischen Diskurse bis in das 20. Jahrhundert nahezu ausschließlich auf die reproduktiven Potenziale des weiblich codierten Körpers bezogen, werde ich im Folgenden von »Mutterkörper« sprechen.²⁸

Beginnend mit einer Betrachtung der historischen Wurzeln der heutigen Konzepte werden die kulturellen, politischen und ökonomischen Einflüsse auf die Vorstellungen über den reproduktiven Körper in den Blick genommen. Als historisch-kulturelle Repräsentationen sind sie mit tief verankerten Normen über Körper, Begehren, Schönheit und Mutterschaft verbunden und bilden eine zentrale Grundlage für die heutigen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit.

Über die materielle Verfasstheit des Körpers hinausgehend ist die Binariät der Körper in eine lange Geschichte der Hierarchisierung eingeschrieben. Spätestens seit der Arbeit von Thomas Laqueur (1992), der die Historizität des Wissens um die geschlechtlichen Körper nachgezeichnet hat, steht eine dem Körper eingeschriebene genuine Geschlechtsidentität zur Disposition. Anhand medizinischer Literatur und anatomischer Darstellungen und Körperbeschreibungen zeichnet er nach, wie sich seit dem 18. Jahrhundert das »Zwei-Geschlecht-Modell« durchgesetzt hat, nachdem zuvor das »Ein-Geschlecht-Modell« dominierte.²⁹ Die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmenden Er-

Vom Modell der
Eingeschlechtlichkeit
zum heutigen Modell
der Zweigeschlecht-
lichkeit

28 Hier verwende ich das weibliche *genus generale*, da der Fokus auf einer kritischen Reflexion der Erfahrungen mit dem Mutterkörper, dem verkörperten Zustand einer Schwangerschaft und den damit einhergehenden Konstruktionen von Weiblichkeit liegt. Damit werden Menschen, die ebenfalls Erfahrungen mit Schwangerschaft haben, wie zum Beispiel trans*geschlechtliche und genderqueere Menschen, nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil – wie in Kapitel 4.11 vertieft wird – gehe ich davon aus, dass empirische Untersuchungen trans*geschlechtlicher Schwangerschaftserfahrungen gewinnbringende Erkenntnisse für die Themenbereiche der Identität und Identitätspolitik liefern.

29 Nach dem Ein-Geschlecht-Modell sind weibliche und männliche Geschlechts- und Sexualorgane nicht grundsätzlich verschieden, sondern die weiblichen Organe werden als weniger perfekte Variante der männlichen verstanden. Dies bezieht sich nur auf das biologische Geschlecht (*sex*). Nach dem Zwei-Geschlechter-Modell werden weibliche und männliche Geschlechtsorgane – als Teil einer allgemeinen biologisch-anatomischen Gegenüberstellung von Mann und Frau – als grundsätzlich verschieden verstanden. Diese Sichtweise erlaubt, die Geschlechterbiologie als Begründung für soziale und psychologische Geschlechterunterschiede heranzuziehen.

kenntnisse der Wissenschaften aus Medizin, Pathologie, Anthropologie und Psychiatrie hatten großen Einfluss auf die Geschlechterkonstruktionen (Laqueur, 1992; Duden, 1987; Fischer-Homberger, 1988; Bourdieu, 1993; Hausen, 1976). In der Medizin ist seit Ende des 18. Jahrhunderts eine zunehmende Polarisierung der Geschlechter zu verzeichnen, die komplementär angeordnet und entsprechend gedeutet wurde. So naturalisierte die Medizin eine hierarchisch angeordnete Binarität der Geschlechtskörper und gleichzeitig wurden in ihre Theoriebildung diskriminierende Mythen der binären Geschlechterdifferenz einbezogen. Definition, Interpretation und Auffassungen von Gesundheit und Krankheit wurden untrennbar mit kulturellen Ansichten und Einstellungen gegenüber den geschlechtlichen Körpern verbunden. Im Rahmen der ausgeprägt heterosexuell-binären Geschlechtstypisierung reichte der normative Bedeutungshof weit über Eigenschaftszuschreibungen wie Mütterlichkeit* hinaus bis hin zu Pathologisierungen wie der Hysterie als »weiblichem Wesensmerkmal«; der Name stammt von *hysteria*, dem altgriechischen Wort für »Gebärmutter«.

Gegenüber jenen traditionellen Vorstellungen, die auf naturalistischen Überzeugungen von geschlechtlichen Identitäten und den Geschlechterverhältnissen gründen, spielt bei den heutigen Annahmen von Weiblichkeit und Männlichkeit auch ein Bezug auf die soziokulturellen und historischen Kontexte und deren Diskurse eine entscheidende Rolle. Dem liegt die Erkenntnis zugrunde, dass sich der Körper nicht selbst evident ist, sondern in seinen Bedeutungen konstruktiv erschlossen werden muss. Wir können uns unsere Körper also nicht unabhängig von den Geschlechtervorstellungen, die wir von unseren Eltern/unserer Umwelt vermittelt bekommen, aneignen; wir sind auf die Bilder und Worte angewiesen, die uns von außen durch Mutter, Vater, Familie und später die Peers vermittelt werden. Diese Form von Bedeutung gebender Resonanz ist wesentlich für unsere Entwicklung und unwiderruflich in unseren Körper sowie unser Körper- und Selbstbild eingeschrieben.³⁰

Wenn Foucault (1980) darauf hinweist, *dass wir nur sehen, was wir gelernt haben zu sehen*, macht er genau auf diesen Zusammenhang aufmerksam, dass die Interpretationen über Sinn und Bedeu-

Wir können nur sehen, was wir gelernt haben zu sehen

³⁰ In Kapitel 6.4 und 6.4.5 wird die Notwendigkeit dieser Form von Resonanz und Spiegelung für unsere Subjektentwicklung ausführlich dargestellt und deren vergeschlechtlichende Implikationen diskutiert.

tung des Körpers und seine Ausdrucksformen auf komplexe Weise mit dem subjektiven und gesellschaftlichen Wissen über Körper verwoben sind.³¹ Der gegenwärtige Blick ist also immer schon ein bereits vorgeprägter Blick. In der Konsequenz bedeutet dies auch, dass die Sichtweisen wiederum in einem historischen Kontext stehen und Aufschluss über das je verfügbare Körperwissen und Geschlechtervorstellungen geben. Georges Devereux (1981) geht noch einen Schritt weiter und fasst diesen Zusammenhang tiefgreifender, wenn er darauf hinweist, dass die Machtverhältnisse in das Innere der Körper übergehen und die Organe des Körpers den Kleidern angleichen, die nun zweifellos Kulturerzeugnisse darstellen und von Ethnie zu Ethnie erheblichen Variationen unterliegen. Hier nun wird nachvollziehbar, dass wir immer dort, wo wir vom Körper sprechen, von einem Körper in seiner Doppelposition sprechen: als Träger kultureller Einschreibungen, an dem sich geschlechtliche Zuschreibungen zu bestätigen scheinen, und gleichzeitig als Ort physischer Wirklichkeit und subjektiver Erfahrungen (Duden, 2002). An eben dieser Doppelposition spannt sich bis heute ein Konfliktfeld auf, das für das Thema »Mütterlichkeit* braucht kein Geschlecht« insbesondere dort bedeutsam wird, wo mütterliche Eigenschaften aus der biologischen Verfasstheit des Körpers abgeleitet werden.

Die Schatten der Funktionalisierungen des reproduktiven Körpers, einschließlich deren Pathologisierungen und sogar Dämonisierung, reichen bis in die Gegenwart, wie in Kapitel 2.5 und 2.7 bereits vertieft wurde. Als kulturelle Selbstverständlichkeiten spielen tradierte Mutterideologien nicht nur im Rahmen des individuellen Erfahrungshorizonts eine tragende Rolle, sondern prägen auch die wissenschaftlichen und öffentlichen Auffassungen über das Bild der Mutter bis heute. Auch in den heutigen Mutterbildern, wie dem der »Helikopter-« oder »Rabenmutter«, lassen sich Verbindungen zu tradierten Mutterschaftskonzepten, die auf die Spaltung von guter versus schlechter Mutter zurückgehen, herausarbeiten.

Die Schatten der Vergangenheit bestimmen unsere heutige Sicht auf Mutterschaft und Mütterlichkeit*

31 Unsere Wahrnehmung unterliegt nicht mehr der freien Verfügung des handelnden Subjekts, denn »jeder Blick, den ein bestimmter Zusammenhang gestattet, ist ein eingesetzter Blick, ist vorgegeben vom diskursiven Gesamt der Ordnung, ist ein bereits koordinierter« (Foucault, 1980, S. 23).

4.2 Historische Vorläufer

Jahrhundertlang hat die Medizin behauptet, dass Frauen durch ihren Körper und ihre Biologie definiert werden. Dementsprechend wurde der Mutterkörper historisch über lange Zeit mit dem Frauenkörper gleichgesetzt und im Spiegel des männlichen Körpers eingeordnet, vermessen und pathologisiert. Nicht nur religiöse, sondern auch kulturhistorische und sozialpolitische Studien zeigen, wie tief verankert das Denken über den weiblichen Körper mit geschlechterhierarchischen und sexistischen Vorstellungen verbunden ist (Duden, 2002; Malich, 2017). Der heutzutage zumindest im Mainstream der Medizin diskutierte Genderbias formte den medizinischen Blick auf Frauen und Weiblichkeit für lange Zeit.

Im Spiegel eines männlichen Blicks werden Frauen- und Mutterkörper gleichgesetzt

Im Laufe der Jahrhunderte gab es viele verschiedene Ansichten über den kranken Frauenkörper. Von den klassischen medizinischen Theorien bezüglich Frauenkrankheiten bis hin zur Professionalisierung der Gynäkologie nahm die Gebärmutter einen prominenten Platz ein und wurde als dominierende Kraft hinter vielen frauenspezifischen Krankheiten und Symptomen identifiziert. Die männlich geprägte, patriarchale Zuschreibung an den weiblichen Körper als das schwächere Geschlecht verknüpfte physiologische Mythen wie die »wandernde Gebärmutter« mit Charaktereigenschaften über das Weib. Prototypisch dafür standen pathologisierende Zuschreibungen wie der weibliche Schwachsinn und die »Hysterie« bis hin zu Vorstellungen, dass weibliche Kräfte von Männern gezähmt werden müssten.

Angelica Ensel stellt fest:

»Es ist kein Zufall, dass gerade die Gebärmutter zum Organ weiblicher Schwäche, zum Ursprungsort der »Krankheit Frau« umgestaltet wurde. Die Gebärmutter als Ort weiblicher Fruchtbarkeit und weiblicher Schöpfungskraft könnte an sich ein Symbol weiblicher Stärke [...] sein [...]. In der Anschaulichkeit der weiblichen Fruchtbarkeit und ihrer Abwertung liegt eine zentrale Wurzel männlicher Schöpfungsphantasien« (Ensel, zit.n. Strack, 2006, S. 177).

Männliche Schöpfungsmythen haben eine Tradition. Angefangen bei den Kopfgeburten in der griechischen Mythologie³² bis hin zu heutigen Be-

³² Die einzigen Geburten, die wir sehen oder von denen wir lesen, sind unnatürliche Geburten, die aus den Köpfen entspringen, wie Athene, die vollständig lebensfähig und sogar mit Rüstung aus dem Kopf von Zeus hervorgeht.

Männliche Schöpfungsmythen und die Abwertung des Mutterkörpers

fruchtungsvorstellungen, dass die Samenzelle in die Eizelle *eindringt* – also den aktiven Part der Befruchtung einnimmt –, lässt sich ein historischer Bogen aufspannen. Die griechische Philosophie sah in der Gebärmutter ein »Gefäß«, einen passiven Nährboden für »seinen« Samen. So entstand eine ethisch-juridische Ordnung, die die naturalisierte generative Unterordnung der Mütter rechtfertigte und das Recht auf körperliche Selbstbestimmung außer Kraft setzte.

Am Diskurs über die Gebärmutter lässt sich nachzeichnen, dass es hier um mehr geht als um geschlechtliche Dualismen. Im Lichte der Erkenntnis, dass der reproduktive Körper eine unhintergehbare Bedeutung für den familiären und gesellschaftlichen Fortbestand hat, wird er zum Ort einer geschlechterhierarchischen Politik. Per Gesetz wurde daher die Vaterposition aufgewertet, indem der Ehemann zum rechtmäßigen Vater bzw. Familienvorstand wurde und darüber die Verfügungsgewalt über Kind und Mutter gewann. Die männliche Vorherrschaft und Kontrolle über diejenigen, die schwanger werden können, hatte sicherlich bevölkerungspolitische Gründe, um die Macht des Staates zu sichern. Andererseits war die reproduktive Fähigkeit, schwanger zu werden, schon zu Zeiten von Aristoteles ein Stachel im geschlechterhierarchischen Gefüge. Die Aufwertung der Vaterposition diente sicherlich auch der Abwehr des Gebärneids.³³ Die Abwehr des Neids und deren Umdeutung in geschlechterhierarchische Strukturen haben bis heute weitreichende Folgen. Doch nicht nur Misogynie und Sexismus prägen die Verfügungsgewalt und Abwertung des weiblich codierten Körpers seit vielen Jahrhunderten. Auch die damit einhergehende Ausbeutung und Funktionalisierung des Mutterkörpers setzt sich fort.

Unser Denken ist bis heute von der griechischen Philosophie beeinflusst. Ohne eigene Stimme bleibt er ein Ort für Fremdbestimmung und zugleich idealer Projektionsort für die Abwehr der Abhängigkeit des Menschen in den ersten Lebensjahren. Die Angst vor Abhängigkeit wird in eine Angst vor dem Mutterkörper verkehrt und hat dazu geführt, dass die Realität der Schwangerschaft und Geburt ausgeblendet wurde. Dies zeigt

33 Bis heute gibt es keine empirische Untersuchung, die sich dem Gebärneid aus kultureller, soziologischer und geschlechtsspezifischer Perspektive widmet. Bisher gibt es einige wenige Arbeiten, die sich dem Thema theoretisch nähern (Bräutigam, 1976; Benz, 1984; Gottschalch, 1998).

sich auch darin, dass sich in der westlichen Kunst kaum Abbildungen von Schwangerschaft oder Geburt finden.³⁴

In dem Buch *Die kranke Frau* bearbeitet die Kulturhistorikerin Elinor Cleghorn (2022) zweieinhalbtausend Jahre Medizingeschichte und zeichnet anhand vieler Dokumente nach, dass die Auffassung der Hysterie schon seit Jahrhunderten existierte. Schon lange vor dem Auftauchen der Psychiatrie und Psychoanalyse setzten Hippokrates, Platon und Aretaios die Hysterie in Szene, indem sie die Auswirkungen der Gebärmutter auf verschiedene Krankheiten der körperlichen und geistigen Gesundheit der Frauen bezogen. Das *Corpus Hippocraticum*, eine Sammlung medizinischer Texte, geht auf Hippokrates von Kos, der als Vater der westlichen Medizin gilt, zurück. Mit ihm verbindet sich der bis heute wirkmächtige Hippokratische Eid, der eine Behandlung für alle Menschen nach bestem Wissen und Gewissen begründet. Hippokrates zufolge mussten Körper und Krankheiten von Frauen völlig anders behandelt werden als die von Männern. Er erkannte somit zwar an, dass »Frauenkrankheiten« besondere und spezifische Heilmethoden erforderten; da aber Frauen in der patriarchalen Gesellschaftsordnung des antiken Griechenlands als Besitz des Vaters bzw. Mannes und als kleinere Version des männlichen Menschenideals angesehen wurden, galten sie dementsprechend als unvollkommen und unzulänglich. Einzig dazu bestimmt, Kinder zu gebären und großzuziehen, wurden die medizinischen Vorstellungen ausschließlich vom Uterus ausgehend reflektiert, der folglich zur Grundlage der wissenschaftlich-medizinischen Debatte und Praxis wurde. So findet sich die wandernde Gebärmutter bereits in damaligen Krankenberichten. Die Heilungsmethoden spiegelten die physiologischen Kenntnisse über die geschlechtlichen Körper ebenso wider wie die Geschlechtervorstellungen der Zeit: Quälende krampfartige Körpersymptome begleitet von Kälte- und Hitzewallungen etwa wurden einem Blutstau durch die Gebärmutter zugeordnet. Entsprechend der Ansicht, der Körper könne durch Geschlechtsverkehr geöffnet werden, galt es als Heilungsmethode, das Blut so abfließen und den Körper über eine Schwangerschaft neue Wege finden und gesund werden zu lassen (Cleghorn, 2022).

Von *Corpus Hippocraticum* zu historischen Arbeiten von Barbara Duden: Einblicke in zeithistorische Behandlungsmethoden und Körperbeschreibungen

34 2011 wurden etruskische Scherben gefunden, die Abbildungen von Schwangerschaft und Geburt zeigen, oder auch die *Venus von Willendorf*.

4.3 Mittelalter

Mythen über die defekte und minderwertige weibliche Biologie

Zu einer Zeit, als die Annahmen über geschlechtliche Unterschiede noch nicht auf differenziertem physiologischem Wissen beruhten, hatten medizinisches Nichtwissen, religiöser Aberglaube und Mythologien im Kontext patriarchaler Geschlechterhierarchien unheilvolle und grausame Folgen für den Körper der Frau. Die Weitergabe der antiken medizinischen Vorstellungen über den defekten Körper der Frauen und über den Einfluss der Gebärmutter auf frauenspezifische Krankheiten überschattete das Frauenleben auch im Mittelalter. Zwar galten gesunde und fruchtbare Frauen als potent, doch konnten Sie nicht frei über ihren Körper bestimmen. Dem Manne rechtlich zugesprochen, hatte er die Verfügungsgewalt über ihren Körper. Mutterschaft wurde so zum symbolischen Inbegriff weiblicher Unterwerfung und Selbstaufgabe.

Auf der Folie mittelalterlicher Auffassungen und dem damaligen Nichtwissen über weibliche Körperfunktionen begründete die Vorstellung, die Gebärmutter könne im Körper der Frauen umherwandern, sämtliche Beschwerden der Frauen. Anstatt die Frauen selbst zu Wort kommen zu lassen, wurden Unwissenheit und Ängste via Mythologisierungen³⁵ und dämonisierender Körperzuschreibungen an den weiblichen Körper abgewehrt. Auf konkretistische Weise mit dämonisierenden Theorien gleichgesetzt, trugen sie zu einer Unterdrückung der weiblichen Körpererfahrungen bis hin zu einem Sprechverbot bei, denn die zum Ausdruck gebrachten Körperempfindungen wurden nicht weiter erforscht, sondern pathologisiert. Barbara Duden (1987) hat anhand von Protokollen eines Frauenarztes aus dem 18. Jahrhundert die Innenwahrnehmung von Frauen untersucht und die Abhängigkeit der eigenen leiblichen Wahrnehmung vom jeweils gültigen medizinischen Diskurs beschrieben. Übertragen wir diese Lesart der Unterdrückung und Pathologisierung weiblicher Körperempfindungen auf heute, entdecken wir auch hier noch Spuren tief verwurzelter Tabuisierungen gegenüber der weiblichen Körperlichkeit, etwa bezüglich der Menstruation (Kapitel 4.9 und 6.4.5) oder selbstbestimmten Formen weiblicher Lust.³⁶

35 Mythologien können als ein von Affekten durchwobenes Erfahrungswissen gefasst werden und bilden so betrachtet einen bevorzugten Ort für unerklärliche oder verbotene Emotionen, Sehnsüchte, unkontrollierbare Ängste und Welterfahrungen gleichermaßen.

36 PorYes, der Feminist Porn Award Europe, ist ein Beispiel für selbstbestimmte weibliche Sexualitätserfahrungen. Im Mittelpunkt steht die Frage nach einem Zugang zur eigenen